

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

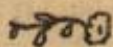
Nummer 6

Sonntag, den 6. Januar 1918

36. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 6. Jan.: (Sonntag nach Neujahr): St. drei Könige; Montag, 7. Jan.: Reinhold; Dienstag, 8. Jan.: Lucian; Mittwoch, 9. Jan.: Julianus; Donnerstag, 10. Jan.: Agathon; Freitag, 11. Jan.: Vigilius; Samstag, 12. Jan.: Ernst.



## Fest der Erscheinung des Herrn

Evangelium des hl. Matthäus 2, 19—23.

Nachdem Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn Joseph im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel; denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt Herodes, seines Vaters, im Judenlande regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen; und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa. Und er kam und wohnte in der Stadt, welche Nazareth genannt wird; damit erfüllet würde, was durch die Propheten gesagt worden ist, daß er ein Nazareder werde genannt werden.

\*

## Das Königsfest Christi

1. „Siehe, gekommen ist der Herrscher, der Herr; die Königswürde ruht in seiner Hand und Macht und Herrschaft.“ Diese Einleitung der hl. Messe am Feste der Erscheinung des Herrn (die Bezeichnung Dreikönigsfest entspricht nicht dem Charakter, denn das Fest will kein Heiligensfest sein, sondern ein Fest des Herrn, der sich heute den Völkern der Erde als ihr Herr und Erlöser kundgibt) führt den Gedanken, den wir am letzten Sonntag entwickelt haben, weiter und zeigt uns den neugeborenen Heiland als den Weltheiland, den Weltkönig, den Völkerkönig. Jesus ist nicht bloß den Juden erschienen, sondern allen Völkern der Erde stellt er sich heute als Gottes Sohn und König dar. Hieraus ergibt sich die Bedeutung des heutigen Tages, der in der kirchlichen Liturgie den Namen Epiphanie d. i. Erscheinung, Offenbarung führt und neben Weihnachten und Ostern den höchsten Festtag einnimmt. Es ist der Höhepunkt des Weihnachtsfestes, Vollweihnachten. Jesus offenbart sich heute als der Glaubensbringer an die Völker der Erde. Das liegt klar ausgesprochen in der Festoration: „O Gott, der du am heutigen Tage deinen Eingeborenen den Heiden durch Führung des Sternes geoffenbart hast, verleihe gnädiglich, daß wir, die dich schon aus dem Glauben erkannt haben, bis zur Anschauung deiner erhabenen Seligkeit gelangen.“ Die katholische Christenheit steht in den drei Magiern (Königen) ihre eignen Vertreter, und deshalb erinnern wir uns heute unserer eignen Berufung zum katholischen Glauben. Die Berufung zum wahren Glauben ist für den Katholiken aber ein Grund, dem Herrn für diese Gnade überaus dankbar zu sein. So verstehen wir, wie in der Liturgie des heutigen Tages Ausbrüche der höchsten Freude laut werden. Im Brevier liest der Priester heute die Predigt, die einst Papst Leo der Große (440—461) am heutigen Feste gehalten hat: „Gaudete in Domino, ruft der Papst aus, Geliebteste, freut euch im

Herrn, abermals sage ich euch, daß nach dem Geburtsfeste des Herrn in so kurzer Zeit das Fest seiner Erscheinung uns ansteuert. Die erhabene Feier der Epiphanie gibt beständige Freude. Auf das Heil aller Menschen zielt es ja ab, daß Jesus, zwar noch eingekerkert in einem kleinen Städtchen, doch heute schon dem ganzen Erdbreis feierlich sich zeigt.“ Epiphanie ist also Weihnachten für alle Welt, Weihnachten für alle Völker, Weihnachten für unsere einst heidnischen Vorfahren und darum Weihnachten für uns, Weihnachten für alle Seelen.

2. Das Jesuskind erscheint mit seinem Glaubenslicht und alle Völker strömen zu ihm hin. Was für eine merkwürdige Fügung! Aus dem fernen Osten, von den Ufern des Euphrat und Tigris, erscheinen auf einmal in der Hauptstadt Jerusalem fremdländisch gekleidete Männer in feierlichem Aufzuge und erkundigen sich nach dem neugeborenen König der Juden. Sie werden nach dem nahen städtischen Vellehem gewiesen und finden den König der Juden als kleines ärmlich gekleidetes Kind. Aber durch Gott erleuchtet, erkennen sie in dem Kinde den Herrn des Himmels und der Erde, ihren Gott. „Sie fielen nieder und beteten es an“, sagt das Evangelium. Das Licht des Glaubens war ihnen aufgegangen. Sie, die bisher zwar ein arbeitsames Leben geführt hatten, aber doch nicht den einen wahren Götterglauben, wurden zur Erkenntnis der wahren Religion geführt. Die Reise nach Betlehem wurde der Wendepunkt in ihrem Leben. Nach ihrer Rückkehr in ihre Heimat werden sie, das muß man annehmen, das, was sie im heiligen Lande gesehen und gehört hatten, auch weiterhin gepflegt haben, indem sie ihr Leben ganz nach den Grundsätzen des Evangeliums einrichteten. Die drei Weisen werden in der Kirche als Heilige verehrt, die ihre Ueberzeugung mit dem Blute bezeugt haben. In Köln im Dom ruhen ihre heiligen Leiber und sind dort zur Verehrung aufgestellt.

Auf so wunderbare Weise wie die drei Könige werden die Menschen gewöhnlich nicht zum wahren Glauben geführt. Gott bedient sich der natürlich wirkenden Dinge, der Verhältnisse, Menschen, Umstände, um seine Wahrheiten bekannt zu machen. Für die Heiden sind die Missionäre die Vermittler des Glaubens. Die Predigt des Wortes Gottes macht sie mit dem Christentum bekannt. Dazu kommt als helfendes und unterstützendes Förderungsmitel die Unterweisung in Arbeit und Handwerk und die Bekanntmachung mit sonstigen Kulturwerten. Bald ist die Predigt, der Zeit nach, das erste, bald die Arbeit, oder beides geht zusammen je nach der Veranlagung der heidnischen Völker und der besonders zu berücksichtigenden Umstände. Hier und da kommt ein Heide zum Christentum durch Kaufleute, Anbieder, Beamte oder sonstige Umstände. Aber das sind nur Ausnahmen. Einige protestantische Missionsgesellschaften besonders Englands gehen in der Weise vor, daß sie den Heiden sofort Bibeln zum Lesen geben, die in ihrer Muttersprache geschrieben sind. Der Erfolg dieser Art Missionierung ist aber erfahrungsgemäß gering. Das lebendige Wort ist wie zur Zeit der Apostel auch heute noch die von Gott gewollte und praktische Erlösung zeitigende Methode der Heidenmissionierung. Da noch über die Hälfte der Menschheit ohne Kenntnis des Christentums lebt, so ist die Anzahl der draußen in den Missionen stehenden Missionäre ganz und gar unzulänglich, um die etwa eine Milliarde zählenden Heiden mit dem Christentum

bekannt zu machen. Welch eine Gnade bedeutet es also für einen Heiden, wenn er das Glück hat, mit einem der wenigen Missionäre bekannt zu werden, während Millionen andere in der Nacht des Heidentums weiterleben und bei dem Stande der Sittlichkeit unter den heidnischen Familien als verloren für Zeit und Ewigkeit gelten! Nur sehr selten lernen unsere Missionäre Heiden kennen, die sich auch mitten unter den Greueln des Heidentums die jedem Menschen innewohnende Scheu vor der Sünde und dem Taster bewahrt haben.

Angesichts der großen Ausfichten, die die Ausbreitung des Christentums unter der Heidenwelt hat, da nach den Berichten der Missionäre gerade jetzt während des Krieges ein auffallendes Verlangen der Heiden nach den Wohltaten des Christentums hervortritt, erwacht für uns Deutsche eine große Aufgabe, diesem Verlangen der Heiden nach Möglichkeit entgegenzukommen. Die anderen Nationen kommen nach dem Kriege als missionierendes Volk leider wenig in Betracht, aus Gründen, die schon oft erörtert wurden. Und es scheint, als ob die Vorsehung selber die Deutschen auf diesen ehrenvollen Beruf hinweisen wolle, indem er in den letzten Jahren vor dem Kriege den Missionsberuf in vielen Jünglingen und Jüngfrauen angeregt hat. Unsere Missionshäuser waren überfüllt und mußten vergrößert werden. Der Krieg hat zwar den Missionsgesellschaften schwere Verluste beigebracht, und manches begeisterte Jünglingsherz, das unter den Heiden von Afrika und Asien sich seine Zukunft gedacht hatte, ruht jetzt gebrochen und entseelt draußen in Feindes Land. Aber die Schar der Heiden ist nicht ausgestorben und die Reihen der Gefallenen werden immer wieder ausgefüllt.

Und wer nicht selber als Missionar hinausgehen kann, der übt zuhause den Beruf eines Missionärs, indem er durch Gebet und Opfer die Arbeit derer „an der Front“ unterstützt. Noch vor einigen Wochen wurden die Zahlen genannt, die der liebevolle Kindheit-Jesu-Verein an Beiträgen im letzten Jahre in Deutschland aufgebracht hat. Die Beiträge sind während des Krieges in geradezu auffallender Weise in die Höhe gegangen, so daß jetzt der deutsche Verein mehr aufbringt als die anderen Kinder der ganzen Welt. Von Aachen als der Zentrale aus geht jetzt auch ein energisches Werben für den Kaveriusverein, der neben dem Verein zur Verbreitung des Glaubens für unsere Missionshäuser von so großer Bedeutung ist. Auch hier zeigt sich vermehrtes Leben, der Pulsschlag wird lebendiger, kräftiger, ein Zeichen, daß der Organismus sich besser entwickelt und selber nach vermehrter Arbeit verlangt. Der Kaveriusverein erhebt einen Beitrag von 5 Bfg. die Woche und gibt dafür eine ganz neu herausgegebene illustrierte Monatschrift. Anmeldungen beim Pfarrer.)

3. Durch Gottes gnädige Fügung sind wir schon Christen. Wir sind sogar Katholiken, Mitglieder der großen katholischen Kirche, die der Herr als die allein wahre Kirche ins Leben gerufen hat. Darauf beruht unser ganzes Glück im Leben, unser Trost im Tode, unsere Hoffnung für die Ewigkeit. Es ist deshalb billig und recht, daß wir heute Gott, dem Herrn von ganzem Herzen für diese gnädige Berufung danken. Allein unser Dank darf nicht in bloßen Worten bestehen, sondern muß sich in Werken zeigen. „So ernähme ich euch nun“, schreibt der hl. Paulus (Eph. 4, 1—3), „ich, der Geheißene im Herrn, wandelt würdig des Berufes, zu dem ihr berufen worden, mit aller Zennut und Sanftmut, mit

Zusammenfassung, einer den anderen in Liebe ertragend beflissen, die Einigkeit des Geistes zu wahren im Bande des Friedens.“ Laßt uns heute also den Voratz erneuern, immerdar nach den Grundsätzen unseres Glaubens leben und uns, soviel wir können, der Ausbreitung des modernen Heidentums entgegenstemmen zu wollen. Denn es sind viele Kräfte tätig, um uns, die Gnade des Glaubens zu entreißen, um Europa in die Nacht des Heidentums zurückzuschleudern. Zwar hat der Krieg diese finsternen Gewalten etwas eingedämmt und ihre öffentliche Wirksamkeit etwas unterbunden, aber nur, um nach dem Abzuge mit umso offener und ungeheurerer Hervortreten und das Verlorene nachzuholen. Sie wollen Ehen ohne Sakrament, Erziehung ohne Christentum, Familien ohne Religion, Staaten ohne Gott, ein Bewußtsein selbst, dem Unrecht für Recht, das Schlechte für gut gilt. Wollen wir also dankbar sein für die Gnade des Glaubens, so stehen wir ein für die Grundzüge des Rechtes und der Sittlichkeit, stehen wir ein für die Güte, die Menschlichkeit des katholischen Christentums, für die Lehren unserer heiligen Kirche, für die Befehle des Papstes und unserer Bischöfe, wie sie sich in dem neulich vorgelesenen Hirtenbrief so herrlich kundgegeben haben. Lesen und verbreiten wir kein Buch, kein Blatt, das eine unchristliche und damit unchristliche Richtung verfolgt, sondern fördern wir in jeder Weise die Verbreitung guter Bücher und Schriften. Betätigen wir uns an den Vereinen und innerhalb der Vereine an jenen Bestrebungen, die auf Wahrung des Glaubens und auf anderen hinauslaufen. Es braucht keiner ein Abgesandter, ein hoher Beamter zu sein, um für seinen Glauben etwas tun zu können. Die Gelegenheiten dazu sind im Privatleben, in der Familie so oft gegeben, daß man gar nicht danach zu suchen braucht.

4. Die Erhaltung des Glaubens unter unseren Glaubensbrüdern in der Diaspora gehört ebenfalls zu den Erweisen der Dankbarkeit dafür, daß wir selber eine geordnete Seelsorge genießen. Der Bonifatiusverein ist bei uns in Deutschland die von allen Bischöfen angeordnete und aufs dringendste empfohlene Sammelstelle für die Gaben, die der Pilege der Seelsorge in der Diaspora zugute kommen. Es geht nicht an, den Bonifatiusverein zu vernachlässigen zugunsten des Missionsvereins, aber auch nicht zu sagen, das Domb liegt mir näher als der Bund, zuerst heißt es, das eigne Haus in Stand zu halten, und dann erst kann ich dem Fremden aufhelfen. Die Frage heißt nicht: Bonifatiusverein oder Missionsverein, sondern Bonifatiusverein und Missionsverein, das eine tun und das andere nicht unterlassen. Was hat wohl der Erlöser getan, als er auf Erden weilte und sein Reich aufbaute? Hat er nur Juden- und Seelsorge getrieben? Hat er nicht die Grenzen Palästinas überschritten und den Bewohnern von Tyrus und Sidon die Botschaft vom neuen Reiche gebracht? Und die Apostel beschränkten sich auch nicht darauf, nur Diasporaseelsorge zu pflegen oder nur Heidenbekehrung. Beides war ihnen geläufig. Freilich hat der eine Apostel mehr nach einer bestimmten Richtung hin sich betätigt. Niemals aber kann man sagen, die Apostel insgesamt hätten einseitige Seelsorge getrieben.

Auch jenem einseitigen Standpunkte muß gesteuert werden, der da sagt: Wenn ich etwas tun will, dann ist in unserer eignen Gemeinde soviel Gelegenheit dazu, daß ich nicht auswärts zu gehen brauche. Wer so sagt, verkennt ganz und gar die Bedeutung der Pilege des Wohltuns an anderen. Die Erfahrung hat die auffallende Tatsache enthüllt, daß die Mühsamkeit für die eignen Bedürfnisse da am höchsten liegt, wo sie ihre Hand für fremde Rot am weitesten geöffnet hat. Die Erklärung dafür liegt darin, daß die beiden Tätigkeiten sich gegenseitig befruchten und fördern. „Missionsarbeit ist kein Hausbau an den Gemeinden, sondern eher ein Jungbrunnen neuen Glaubenslebens, keine Wohltat auf Kosten der heimischen Seelsorge, sondern eine Zuführung neuer Kraftquellen inmitten des Glaubens und Sitten gefährdenden Zeitgeistes.“ So sagt der Etwiler Vater Freytag, und alle Seelsorger, aus deren Gemeinde stets ansehnliche Summen nach auswärts fließen, bestätigen dieses Wort und behaupten, daneben hätten die Gläubigen für

ihre eigenen Anschaffungen stets eine offene Hand, wenn sie darum angegangen würden. Es verhält sich damit wie mit dem Almosengeben überhaupt. Wer niemals Almosen gibt und meint, er habe kein überflüssiges Geld wegzugeben, der ist stets in Geldverlegenheit und kommt nicht herum. Indessen ruht der Segen von oben auf dem, der seine Hand offen hält für die Werke der Nächstenliebe.



## Der hl. Theodosius, „ein Lehrer im geistlichen Streite“

(11. Januar.)

„Draußen blieb ein Fremdling, mein  
Lair war offen dem Wanderer.“

(Job. 31, 32.)

Von jeher hat es Menschen gegeben, die das geschäftige Treiben der Welt verließen, um Gott in der Einsamkeit zu dienen. Mit Geringfügigkeit, ja mit Mitleid, schaute man ihnen nach. Sie sind tot für diese Welt. Gottes Auge schaut mit Freude auf jene edlen Seelen, die seine Ehre suchen. Er nimmt sie in seine Schule und wirkt durch sie oft Großes schon in dieser Welt.

Theodosius wurde im Jahre 423 in einem Flecken von Kappadozien geboren von ehren- und tugendhaften Eltern. Lust und Gottesdienst ward emsig gepflegt. So verlegte er sich von Jugend an auf das Studium der heiligen Schrift und wurde Rektor der Kirche. Jedes Wort, das er zur Erbauung der Gläubigen las, drang auch in sein Herz, wendete es mehr und mehr von der Erde ab, dem Himmel zu. Es war ihm ein Licht, das zum Himmel strahlte und auf die Erde dunkle Schatten warf.

Da wurde es so hell in seinem Innern, daß er Gott allein als sein Lebensziel erkannte. Er verließ Haus und Hof. Nach Jerusalem zog es ihn mächtig, zu jenen ehrwürdigen Orten, die der Herr durch seinen Erdenvandel geheiligt hatte. Und in der Tat, als er, ein armer Pilger, an der Grabstätte des Herrn betete, war es ihm, als ob der Heiland ihn zu einem neuen geistig verklärten Leben rief.

Er begab sich darum unter die Leitung eines alten Mönches, der ihn freundlich und göttlich lehrte, zu wandeln auf dem schmalen Pfade, der zum Leben führt. Am Wege nach Bethlehem stand ein Kirchlein, das eine fromme Matrone hatte bauen lassen. Er übernahm die Hütung desselben, um einsam in der Stille dort beten zu können. Doch auch noch andere fromme Besucher kamen. Das führte die beschauliche Ruhe unseres Einsiedlers. Er stieg auf die Höhe eines öden Berges, wo er in einer Felsengrotte Wohnung nahm.

Von der Welt nun gänzlich abgeschieden, begann er ein Leben vollkommener Losschätzung von dem Sinnlichen und dem innigsten Anschluß an das Geistige und Himmlische in Betrachtung und Gebet. Einige Feigenbäume, Hülfsfrüchte oder wilde Kräuter, oft auch nur in Wasser aufgeweihte Dattelfrüchte, waren seine tägliche Nahrung. So lebte er dreißig Jahre, ohne vom Brot zu essen.

Nur Gott schaute auf unseren heiligen Kaiser. Keiner der Menschen kümmerte sich um ihn. Da sandte Gottes Vorsehung einige heilsbestirnte Männer in die Einsamkeit unseres Heiligen. Sie hatten innig, in seine Gemeinschaft aufgenommen zu werden und Arbeit, Entfaltung und Gebet mit ihm zu teilen. Theodosius sagte zu. Als ihre Zahl sehr hoch stieg, sah er es als einen Wink des Himmels an, die Grotte zu verlassen und an einem wirtlicheren Orte, nahe bei Bethlehem ein geräumiges Kloster zu bauen. So groß war die Heiligkeit der einsamen Häuser, daß von jeglichem Stand und Rang Leute kamen, aufgenommen zu werden. Zu wiederholten Malen mußten die Klostergebäude erweitert werden, sodaß sie bald eine Stadt in der Wüste bildeten, eine Stadt der brüderlichen Liebe, der schweigenden Stille und des göttlichen Friedens. Drei Kirchen entstanden für die Mönche der verschiedenen Nationen. In drei verschiedenen Sprachen erscholl hier Tag und Nacht Gottes Lob und Preis. Drei Spitäler waren dort zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken, der Armen, der Pilger und der Geistesirren. In allen herrschte die wohl-

tuendste Ordnung. Mitleid und Liebe schafften darin und spendeten irdischen Trost und himmlischen Segen. Ofter forderten über hundert Fische und Betten ihre Versorgung und doch gab Theodosius nicht zu, daß Speise und Labung irgendwie geschmälert wurden. Er hielt es für sträfliches Mißtrauen auf Gottes Liebe und Macht. Innerer Bemüht, Wohltun, Elend zu mildern, Schmerzen zu stillen, Leid und Freud zu verkehren, fragte er sich doch oft, ob er nicht freigebiger, liebevoller, glücklicher sein könne und solle. Diese edlen, aus heiliger Liebe fließenden Tugenden verschafften ihm weit und breit die höchste Verehrung und bestimmten den Patriarchen von Jerusalem, ihn zum obersten Vorstand aller Mönche in Palästina zu ernennen.

Der griechische Kaiser Nestorius hatte der Lehre der Eutychianer seinen Schutz gewährt. Er wollte den berühmten Mönch auf seiner Seite haben. In der Meinung, daß Ningsende Gründe die Überzeugendsten seien, schickte er ihn unter dem Vorwande des Almosen eine beträchtliche Summe Geldes. Theodosius nahm sie und verteilte sie unter die Armen.

Doch als ihm Anastasius bald ein legerisches Glaubensbekenntnis zur Unterschrift sandte, wies Theodosius es entrüstet ab und schrieb dem Kaiser in echt apostolischem Geiste: „Wenn uns nur die Wahl bleibt, durch Annahme des Irrtums das Leben in Schmach zu bewahren, oder in dem Glauben unserer Väter in Ehren zu sterben, so wählen wir das Letztere.“

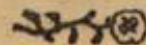
Angleich machte er sich auf und eilte nach Jerusalem, der vierundneunzigjährige Greis mit dem Spätrosenantritt, mit den strahlenden Silberlocken am Haupte, mit dem jähneweißen Bart über dem dunklen Gewande, trat in voller Versammlung auf die Kanzel der Kirche und rief mit kräftiger Stimme: „Wer den alten Glauben der vier allgemeinen Konzilien nicht ehrt wie das Gotteswort der vier Evangelien, der sei im Bann!“

Diese kühne Tat stärkte und befestigte das Volk in der katholischen Wahrheit, aber dem Täter brachte sie Verbanung an einen fremden entfernten Ort.

Nach dem Tode des Kaisers kehrte Theodosius in sein Kloster zurück. Elf Jahre noch lebte er in der alten Strenge gegen sich selbst, in der alten Liebe gegen die Seinigen. Er entschlief im hundertundfünften Lebensjahre.

„In stiller Klausur, fern von wildem Treiben  
Kann deine Seele rein und lauter bleiben,  
Auch wenn dir viel das Schicksal hat verlagert.“

R. D. M.



## Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

### Erstes Gebot Gottes

#### Selbsten und Aberglauben. II.

Man macht uns Katholiken vielfach den Vorwurf, daß wir zu leicht an Wunder denken, auch wenn die Tatsachen nicht einmal genügend bewiesen seien. Darum soll es uns stets ein besonderes Vergnügen machen, wenn es Männern der Wissenschaft gelingt, Betrüger zu entlarven.

Im Jahre 1907 ließ ein amerikanischer Hellseher, Professor Bert Reese, in Deutschland seine unheimlichen Künste spielen. Die Berliner Tagesblätter brachten lange Berichte von „durchaus glaubwürdigen“ Personen. Darnach war Professor Bert Reese ein Wunder ersten Ranges. Er weiß einfach alles. Seinem inneren Auge bleibt nichts verborgen. Er weiß auch die Namen fremder Personen, lebender und toter, selbst die vertraulichsten Rosenamen. Er errät die Lieblingswünsche der einzelnen. Er weiß aus dem Leben jeder Person die verborgensten Ereignisse. Er ist in der Lage, unter mehreren Verdächtigen den wahren Mörder sofort mit Sicherheit herauszufinden. Auf Heller und Pfennig gibt er dir den Inhalt deiner Geldtasche oder deiner Brieftasche an. Nie läßt ihn der geringste Irrtum unter. Seine Prophezeiungen sind von erstaunlicher Genauigkeit. Sie enthalten Namen und Daten. Überall ist er zur Auskunft bereit: Im Hotel, in einer fremden Wohnung, im Laden.

Der Eindruck seiner Leistungen ist kaum zu beschreiben. Man betrachtet den äußerlich so harmlos Dreinschreitenden mit Grauen und Bewunderung. Langjährige Erfahrungen und wissenschaftlich erprobte Kenntnisse brechen angesichts der Leistungen dieses Mannes wie ein Kartenhaus zusammen. Ein Zuschauer schreibt: „Es begann mir unheimlich zu werden. Ich erwartete plötzlich zu einer Bildsäule und hatte das Gefühl, als ob alles im Hirn sich verwirrt und das Unterste sich nach oben lehrt.“

Professor Reese besaß diese Gabe schon im zartesten Kindesalter. Im Laufe seines Lebens hat sie ihn zum Millionär gemacht. Für seinen Schadel sind ihm 80 000 Dollar geboten. Die Wissenschaft hat das Geheimnis nicht zu enträtseln vermocht. Es handelt sich ja um Dinge, bei denen sämtlichen Professoren das Zähnklappen kommt. Auf diesen Don waren 1907 die aufgeregten Berliner Blätter gestimmt. So mühte denn allerdings der Herr Professor Bert Reese aus Amerika ein ganz fürchtbarer Gegenmeister sein. Und doch war er nur ein weiterer Beweis dafür, wie verführerisch zunächst die fremden Namen dem deutschen Ohre klingen, wie leicht oft Täuschung und Betrug, und wie die Menge, die erst für jemanden begeistert ist, seine Leistungen ganz anders beurteilt als die eines Unbekannten.

Eine Autorität auf diesem Gebiete, Max Dessoir, machte sich endlich daran, einige ruhige Nachforschungen anzustellen. Die Veröffentlichung derselben wird wahrscheinlich den „Herrn Professor Bert Reese“ bald bewegen haben, mit dem gewonnenen Gelde wieder nach Amerika zurückzukehren:

Der Herr „Professor“ heißt eigentlich Bertold Riech und ist in Paderborn bei Posen geboren. Er hat nicht von Kindheit an die rätselhafte Gabe des Hellsehens besessen. Vor etwa 30 Jahren ging er nach Amerika. Als es ihm dort schlecht ging, begab er sich zu einem Wahrsager. Beim Verlassen des Lokals rief er aus: „Ich hab's!“ Schnell begab er sich zu seinem Onkel, der dort ein Garderobengeschäft hatte und sagte zu ihm: „Ich kann dir sagen, wieviel Geld du in der Tasche hast. Wenn es stimmt, mußt du mir Geld zu meinem Vorhaben geben.“ Es stimmt. Der Onkel gab ihm Geld, und Bertold Riech machte ein Wahrsagergeschäft auf.

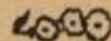
Zunächst glänzte er durch Kartenkunststücke. Erst in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren beschränkte er sich auf „okulte (geheime) Manifestationen“. Er suchte möglichst viel von sich reden zu machen. In Restaurants und Läden, in Badeorten und auf Ozeandampfern — überall verblüfft er die Leute durch seinen blendend ausgeführten Trick. Hat er sich erst an einem Orte den Ruf eines Hellsehers gesichert, dann werden auch seine unkontrollierbaren Wahrsagerereien in Anspruch genommen, die er sich sehr teuer bezahlen läßt.

Ein Herr, der den Riech beobachten wollte, traf ihn eines morgens in einem Laden, wo er seine Kunststücke zum besten gab. Herr Riech bietet sich zu unfehlbaren Ratsschlägen an. Tag um Stunde werden festgelegt. Wirklich trifft er ein. Der Beobachter erzählt: „Als die Ratsschläge erfolgen sollten, da stellte sich plötzlich heraus, daß vor meinem Stern eine kleine Wolke schwebte. Bei einiger Anstrengung konnte er die Wolke entfernen, doch mußte er für dieses Opfer ein Entgelt haben. Er sei zwar nicht darauf angewiesen, aber wenn ich ihm für jeden Buchstaben meines Namens (es sind dreizehn) 8 Dollar gebe, wollte, dann würde er die Wolke beseitigen. Jetzt aber wurde ich der Hellseher: ich ließ die kleine Wolke vor meinem Stern und behielt die 416 Mark in meiner Tasche.“

Ueber die hellseherischen Leistungen des angeblichen Professors in Deutschland sagt Max Dessoir folgendes: Das „Hellsehen“ des Herrn „Reese“ vollzieht sich nicht so, daß er auf mühselige Fragen Auskunft gibt, oder daß er unbefragt prophezeit, sondern er läßt Sätze oder Fragen auf Zetteln schreiben, die er dann verschlossen lieft oder beantwortet. Die Zettel müssen immer in seine Nähe gebracht und dann versteckt oder versteilt werden. Schon eine sehr merkwürdige Art des Hellsehens. Er sagt die z. B. niemals ohne weiteres, wieviel Geld in seinem Geldbeutel ist, sondern erst mußst du selber

nachsehen, mußt es aufschreiben, den Zettel zusammenfalten. Dann kann er's erraten.

Ein Beobachter hatte drei Zettel in der Gegenwart des Herrn Reese beschrieben und ohne sie ihm zu zeigen, zusammengefaltet. Auf dem ersten Zettel stand: „Meine Mutter hieß R. R.“ — Auf dem zweiten Zettel: „Mein erster Lehrer hieß R. V.“ — Auf dem dritten: „Wann bin ich geboren?“ — Reese vermochte richtig anzugeben, was auf den Zetteln stand. Die Frage aber auf dem dritten Zettel ließ er unbeantwortet und fertigte den Beobachter mit den unwirschigen Worten ab: „Fragen Sie doch nicht solch dummes Zeug; das wissen Sie doch selber ganz genau.“



## 1. Gott richtet, wenn es Zeit ist

(Nachdruck verboten.)

Der Priester Arius, von Geburt Libyer, hatte um das Jahr 321 n. Chr. die gottlose Lehre aufgestellt, Christus sei nicht Gott, sondern nur ein Geschöpf Gottes des Vaters, wenigstens das höchste. Der ehrgeizige Mann, der gern Bischof von Alexandria geworden wäre, sammelte eine große Partei um sich, die selbst am Hofe des Kaisers Konstantin einflussreiche Vertreter fand. Zum tiefsten Seelenschmerz aller gläubigen Kinder der Kirche griff der uneliche Briespalt immer weiter um sich, da selbst angeordnete Bischöre sich für Arius entschieden. Zwar war die Irrlehre des selben schon auf zwei Synoden zu Alexandria verworfen worden, doch aber trotzdem immer neue Anhänger, bis das allgemeine Konzil von Nizäa im Jahre 325 den Stifter der Irrlehre seines Irrtums überführte und die Wesensgleichheit Gottes des Sohnes mit dem Vater feierlich aussprach. Nun verwies der Kaiser Konstantin den ränkeltüchtigen Irrlehrer nach Illyrien, da er seinen Irrtum nicht widerrufen wollte. Man hätte glauben sollen, daß jetzt der Kirche die erste Ruhe wäre wiedergegeben worden. Dem war aber nicht so, da die Anhänger des Arius, die Arianer, die Verteidiger der kirchlichen Lehre mit allen Waffen angriffen und zu verdrängen suchten. Unter jenen Verteidigern ragte besonders Athanasius hervor, der seit 326 Patriarch von Alexandria war. Gegen

ihn richteten sich alle Angriffe der Arianer, die es wirklich dahin brachten, daß Athanasius sich auf einer Synode vor arianisch gesinnten Bischöfen zu Tyrus in Phönizien verantworten sollte (335). Mit den lästerlichen Anklagen traten des heiligen Patriarchen Gegner hier hervor, und obgleich alle Vorwürfe glänzend widerlegt wurden, so wurde doch der große Athanasius seiner Würde entsetzt und von dem in den Ketten der Arianer gefangenen Kaiser nach Trier verbannt. Arius aber aus seinem Exil zurückberufen. Der Kaiser ließ denselben zu sich kommen und befragte ihn nach seinem Glauben. Da hatte dieser Mensch die Frechheit, unter seinem Eide zu versichern, daß die Lehre, wegen welcher er vor mehr als zehn Jahren von der Synode zu Alexandria ausgeschlossen worden, nicht die seine sei. Athanasius, der den Vorgang nach dem Berichte seines Bruders Melarius, welcher damals gerade in Konstantinopel war, und erzählt, berichtet weiter, daß nunmehr der Kaiser zu Arius gelangt habe: „Mit der Gabe der Rechte, so hast du gut geantwortet; ist er aber gotlos, so soll dich Gott wegen deines Schwures richten.“ Am Abend der Freunde des Arius, erteilte nunmehr der Kaiser in merkwürdiger Verblendung dem Bischof Alexander von Konstantinopel den gemessenen Befehl, sofort den Arius in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Zeitgenossen berichten, Arius habe, als er dem Kaiser seine Rechtgläubigkeit beschwor, in der Hand das rechtgläubige Bekenntnis des Konzils von Nizäa gehalten, unter dem Aeneas aber gleichzeitig auf einem anderen Papiere seine wirkliche Lehre und auf letztere habe er den Eid abgelegt, während der Kaiser glaubte, es geschehe auf die Lehre des Konzils. Doch wie dem auch sein mag, sicher ist, daß Arius und seine Anhänger nicht im entferntesten an eine Unterwerfung unter die Entscheidung der Kirche dachten, sondern daß eine Aufnahme des Arius in die Hauptkirche von Konstantinopel durch deren rechtgläubigen Bischof einer Annahme der Keterei in die Kirche selbst gleichkommen wäre. Darum weigerte sich auch der edle Bischof Alexander, der, trotz seiner 90 Jahre, doch noch die Kraft eines jugendlichen Märtyrers bewies, mit aller Energie, dem Befehle des Kaisers Folge zu leisten. Den Bitten der Arianer stellte er die Erklärung entgegen, er könne in falschem Mißverständnis tun, was der Kirche schaden müsse; als sie ihm mit Exil und Kerker drohten, antwortete er mit Geber. Da sprach der arianisch gesinnte Bischof Eusebius von Nikomedien zu dem frommen Geiste: „Wisse du ihn nicht gutwillig aufnehmen, so werde ich ihn am morgigen Sonntag selbst einführen, und wie willst du es hindern?“ Er spielte mit diesen letzten Worten auf den Widerstand der Staatsgewalt an, deren er sich sicher fühlte. Alexander antwortete nicht mehr, sondern in Tränen verließ er die Begleitung von Personen, von denen der eine der schon erwähnte Priester Melarius war, zur Frauenkirche, warf sich schluchzend am Altare nieder und betete, das Antlitz zur Erde gebeugt, folgendermaßen: „O Gott, laß mich doch sterben, bevor Arius in die Kirche kommt, wenn du dich aber deiner Kirche erbarmen willst, so verhindere diesen Greuel, damit nicht mit Arius die Häresie in die Kirche einziehe!“ Drei Stunden lang fuhr der heilige Geis in seinem Gebete fort, und mit ihm betete seine treue Gemeinde, die auf den Rat des hl. Jakob von Nizäa, der sich damals gerade in Konstantinopel befand, schon seit sieben Tagen mit Fasten und Beten Gott um Abwendung des Unheils bekräftigte. Nur Gemeinder, die sich selbst in ähnlicher Lage befunden haben, werden die Angst und Not der treuen Katholiken Konstantinopels zu ermessen vermögen.

Während nun die Kirche Gottes weinte und betete, triumphierten um so ausgelassener die Arianer. Im größten Pomp zogen sie mit Arius in der Stadt umher, um ihn dem Volke zu zeigen. Aufsehen zu erregen und die Kirchlichen einzuschüchtern, die Unkundigen aber in ihre Netze zu locken, indem sie nun glauben sollten, Arius gehöre zur Kirche und seine Lehre sei echt katholisch. Dieser uneliche Mann schwebte in Freude und hielt mehrere eitle Reden an das Volk, um seine Anhänger zu vermehren. So kam er auch nahe an den Palast des Konstantin, wo eine Porphyrsäule sich befand. Hier verweilte er plötzlich die Fackel, ward totenbleich und fragte ob nicht in der Nähe geheime Orte wären: man zeigte ihm einen; er ging hinein und ließ seinen Diener an der Tür warten. Er kam nicht mehr zurück und als man nach einiger Zeit die Tür öffnete, fand man den Unglücklichen tot am Boden. Der Verräter hatte seinen Lohn — er stand vor seinem ewigen Richter! Dieses Ereignis haben seine Zeitgenossen, vor allem Athanasius, nach dem Bericht des Melarius und außerdem einmütig sämtliche alte Kirchengeschichtsschreiber berichtet, an seiner Wahrheit kann nicht der leiseste Zweifel gerechtfertigt erscheinen.

Auf die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Arius, die sich blitzschnell durch die ganze Residenz verbreitet hatte, ließen die Gläubigen zur Kirche, um Gott für einen so augenfälligen, der Wahrheit geklärten Sieg zu danken, und betrachteten diesen als eine Frucht des Gebetes von Alexander und Jakob von

## Fest der Erscheinung des Herrn

Jakobs Stern in gold'ner Pracht  
Strahlte durch die Erdennacht,  
Trieb drei Könige, drei Weisen,  
Hin zu Jakobs Stadt zu reisen.  
Und dem armen Gottesknecht  
Opferten sie reiche Gaben,  
Und sie taufchten ein dagegen  
Licht und Frieden, Ruhm und Segen.

Seht, in alter Herrlichkeit  
Strahlet Jakobs Stern noch heut',  
Will den Herrschern und den Weisen  
Hin zum Herrn die Wege weisen.  
Doch die folgen and'ren Sternen,  
Die vom Herrn sie weit entfernen:  
Stolz und Wahn hat sie geschieden  
Von des Gottesreiches Frieden.

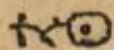
Herrlicher, ganze Völker zieh'n  
Zu dem gold'nen Kalb und Läm'n  
Vor dem Gott, dem selbst gemachten,  
Brüder opfern ihm zu schlachten.  
Blutigtrot gleich trübten Sterne  
Weißt des Bösen Glanz zur Ferne,  
Täuschend Scharen armer Wunden,  
Daß sie Gottes Stern nicht finden.

Auð're Scharen groß und klein  
Roch ein häß'ler Fackelschein;  
Stank und Qualm steigt auf zum Himmel,  
Und der Scharen bunt Gewimmel  
Hört nicht auf, woll' Mut zu kreischen:  
„Freiheit! Gleichheit! Tod den Reichen!“  
Die vom Fackelschein getäuschten  
Seh'n des Heiles Stern nicht leuchten.

Aufgeschaut zu Jakobs Stern!  
Auf zum Krippenthron des Herrn,  
All' ihr Herrscher, Völker, Weisen!  
Auf die Knie, Ihn zu preisen,  
All' ihr Völker, ihr Herrscher!  
Kommet, kniet euch zu den Füßen!  
Licht und Frieden, Glück des Lebens  
Sucht ihr anderwärts vergebens!

Wißis. Selbst der Kaiser zweifelte nun nicht mehr, daß Arius ein gefährlicher Irrlehrer gewesen sei. Athanasius, welcher in einem ausführlichen Briefe nachmals seinem Freunde Serapion dieses Gottesurteil an Arius ergab, berichtet: Viele Arianer hätten sich infolgedessen zum wahren Glauben bekehrt, während andere den Tod ihres Oberhauptes auf die Rechnung von Jambertüchern setzten oder gar meinten, den Arius hätte die überatöte Fremde über seinen

Triumph getötet. Der Mäh aber, wo der große Irrlehrer gestorben war, galt fortan als ein verfluchter und noch lange nur mit Schauern geseigt, bis nachmals ein reicher Arianer das Gebäude dem Flus abbaute und durch Erbauung eines anderen Hauses das Andenken an das Gottesurteil zu verwischen suchte. Dieselbe Kirche aber besteht heute noch, gegen das damals Arius kämpfte, und hat seitdem schon viele ihrer Freunde ins Grab steigen sehen.



## Die stille Mühle

(Fortsetzung)

Eine Hochlandsgeschichte von Felix Nabor.

(Nachdr. verb.)

„Wenn ich Ihnen doch helfen könnte! ... Mein, an das Allerhöchste müssen Sie nicht denken, Fräulein Everl, dies darf nicht eintreten. Die Mühle muß Ihnen erhalten bleiben, denn sie ist Ihre Heimat, ist für Sie — heiliges Land! Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Sie werden Freunde finden, die sich an Ihre Seite stellen und für Sie kämpfen. Sehen Sie, auch mir ist dieser Erdenfleck lieb und teuer geworden. Sie und Ihre Vater haben mich, den Schwerverkranken, liebevoll aufgenommen, und ich habe hier eine Heimat gefunden, die mir lieb und teuer geworden ist. Es wäre mir geradezu eine Qual, wenn dies Stüchchen Heimat, auf dem ich Genesung und den Frieden fand, in die Hände von Fremden übergehen würde. Denn mit Ihnen würde auch ich diese Heimat verlieren und wieder heimatlos werden. ... Darum werde ich, wenn Sie es mir gestatten, für diese Heimat kämpfen, werde versuchen, sie Ihnen zu erhalten.“

Ein heller Strahl der Freude aus ihren Augen traf ihn. „Sie meinen es gut,“ sagte sie, „und ich danke Ihnen. ... Aber Sie werden das rollende Rad des Schicksals, das uns zu zermalmenden droht, auch nicht aufzuhalten vermögen.“

„Wer weiß! ... Es soll wenigstens der Versuch gemacht werden, ferneres Unheil von Ihrem Hause abzuwenden. Zwar kenne ich nun den größten Feind Ihres Vaters, aber noch besser wäre es, die Gründe für seinen Haß zu wissen, dann könnte man Fälscher entgegenstellen, könnte eine Waffe schmieden, mit der man den Angriff zurückschlägt. ... Können Sie mir diese Gründe nicht nennen?“

Eine Blutwelle ergoß sich plötzlich über das Gesicht Everls. „Tragen Sie nicht,“ erwiderte sie und wandte ihr erglühendes Gesicht ab. „Es muß ja doch nichts und von Kampf sollten Sie nicht reden. Unser Schicksal ist ja längst entschrieben; wir müssen uns fügen und stille tragen. ... Wir wollen nicht länger darüber reden! ... Lieber will ich jetzt die Angel auswerfen — vielleicht zum letztenmal auf diesem Grund! — und sehen, ob ich keine Forelle herausholen kann aus dem blauen Gumpen da drunten. ... Der ich uns von all unserer früheren Herrlichkeit geliebt, sonst nichts. Aber es stehen wirklich ein Duzend pfündige Forellen darin. ... Nun geben Sie acht, aber Sie müssen sich ganz still verhalten, ja?“

Sie warf auf eine neue die Angel aus, hielt die Angelrute in der Hand und lästerte den alten Fischerspruch: „Betrüß! ...“ Dabei dachte sie: „Es wäre doch schrecklich, wenn nun gar keine Forelle anbeissen würde. Da wir kein Geld mehr haben, um Fleisch zu kaufen, könnten wir dem Gaste nicht einmal ein ordentliches Mittagmahl vorsetzen.“ Bei diesem Gedanken erröte sie vor Scham bis unter die Haarwurzeln. Allmers, der dies Erröten gewahrte, dachte sich: „Sie hat ein Geheimnis vor mir!“ und es schmerzte ihn, daß sie nicht genug Vertrauen zu ihm besaß, um ihn in die Tiefe ihrer Seele blicken zu lassen. ...

Sie standen beide regungslos unterm Haldenbusch, schwiegen und blickten hinab in das dunkle Muge, in das jetzt, als die Sonne darauf schien, ein goldener Schimmer trat. ... wie ein letzter Gruß. ...

Aber solange sie auch warteten, die Angel brachte nicht, es wollte kein Fisch anbeissen. Ermüdet ließ Everl den Arm sinken und zog dann die Angel rasch empor. „Ich glaube, ich bin zu erregt,“ sagte sie. „Meine Hand zittert, ist schwach

— das merkt schließlich sogar so ein schwaches Tierlein und wittert Gefahr. Ich will den Nagel verschicken, daß er ein paar Forellen fängt. Wir aber, denke ich, werden nun zum Frühstück gehen, sonst droht uns beiden von Marianne eine Strafpredigt — und damit ist nicht zu spassen.“

Sie kehrten zur Mühle zurück. Ebe sie dieselbe erreichten, blieb Allmers stehen und deutete hinauf zum Gipfel der „großen Not“, der in rosigem Lichte und goldgeläutert wie ein Königs thron in den sonnigen Himmel hineinragte. „Wie herrlich der Berg glüht,“ sagte er. „Fräulein Everl, heute will ich meine Kraft erproben, will sehen, ob meine Nerven gesund und stark sind und ob mein Blut frisch genug ist, um solch eine Kraftprobe zu bestehen: heut mach ich einen Aufstieg auf die „große Not.“

Everl erschrak, erblaute und ersaßte jäh seinen Arm. „Nur das nicht,“ lästerte sie, „nur das nicht! Um Gottes willen nicht.“

„Aber warum denn nicht? ... Es ist doch nichts dabei.“

„Dort droben geht der Tod um,“ sagte sie leise und schen. „Denken Sie an das Schicksal meines armen Bruders.“

„Rein gehen Sie nicht! Ich ... ich bitte Sie darum, gehen Sie nicht hinauf.“

Sie war totenblau und ihre Augen schwebten in Tränen. „Everl,“ rief er, „was ist Ihnen?“

„Ich habe so entsetzliche Angst.“

Er ersaßte ihre Hand. „Am nicht, Everl?“

Sie nickte, riß sich los und eilte flüchtig wie ein aufgeschrecktes Reh davon.

In seiner Brust sangen tausend Stimmen wie ein Jubellied. Wie ihm dies Geständnis Everls beglückte! ... So, als hätte ihm ein Sonnenstrahl mitten ins Herz hinein geschienen und es mit sanfter Wärme, mit stiller heiliger Gnut erfüllt. Wie ein süßes Wunder war es, was er in der Brust trug — ein großes, heißes Lebenswunder!

Beim Frühstück sprach Everl kaum ein Wort; aber ihr Blick suchte einmal ängstlich den seinen und bat inständig: „Woh! nicht auf die „große Not!“ — Meide die Gefahr — mir zu lieb!“

Er beruhigte sie, indem er zu ihrem Vater sagte: „Heute werde ich mal in die Berge gehen, Brauner. Das ewige Stillliegen ertrage ich nicht.“

Des Müllers Rechte suchte nach seinem Arm, als ob er ihn festhalten wollte. „Aber doch nicht auf die große Not!“

Allmers lächelte zu Everl hinüber. „Rein, nein — obwohl ich keine besondere Gefahr darin erblicke. — Ich will mir nur einmal die Welt von den Höhen aus anschauen; mich dünkt, sie muß da ein wenig anders aussehen, als wenn man in den Niederungen steht: schöner, heller und lichter — hoffnungsfroher.“

Der Müller seufzte, sagte aber nicht. Erst als Allmers sich erhob, reichte er ihm die Hand. „Berg Heil!“

„Berg Heil!“ sagte auch Everl mit einem letzten bittenden Blick und fügte hinzu: „Bis Mittag werden Sie doch zurück sein, Herr Allmers, ja? ... Es ist nur wegen der Forellen. Ich setze sie erst zu, wenn Sie kommen.“

Er schlug einen leichten, neckenden Ton an. „O — die Forellen, die müßten wir erst haben, Fräulein Everl. Wenn der Nagel ebensoviel Pech hat wie wir beim Forellensfang, dann —“

„Da kennen Sie den Waden schloß,“ erwiderte Everl mit einem schäblichen Versuch zu einem Lächeln. „Der taucht wie eine Fischotter und holt einen Fisch vom Grunde eines Sees herauf, wenn es sein möchte.“

„Respekt vor solchen Können! ... Während also der Hub in die Tiefe fährt, stehe ich zu Berg. Auf Wiedersehen!“

Mit federnden Schritten ging er und wandte sich, nachdem er die Mühle verlassen hatte, den Bergen zu. Auf den Bergswald stützt sich, schritt er rüstig voran. Die „große Not“ war vergessen, dafür beschäftigte ihn ein anderer Gedanke. ...

Der Ingenieur in ihm regte sich. Seine Gesundheit war nun so weit hergestellt, daß er einen mächtigen Drang in sich verspürte: den Drang zur Arbeit! — In dieser orangenden, treibenden Kraft erkannte er das jähliche Zeichen seiner Genesung. Neues Leben regte sich in ihm und suchte, wie ein verborgener Quell, den Weg zum Licht. Stark und freudig sprudelte der heilige Born.

„In der Mühle wurde das Wichtigste verfaßmt,“ dachte er. „Man hat nie nachgeforscht, warum der Bach völlig verflachte, sondern die Schuld einfach dem trockenen Jahr gegeben. Ich kann an ein solches Naturphänomen nicht glauben und will die Ursachen ergründen, welche dazu beitrugen, daß der Mühlbach verflachte und die Bergwässer sich ein neues Bett gruben. Vielleicht ist es möglich, diese heiligen Wasser, von denen das Wohl und Wehe einer schwerbedrängten Familie abhängt, wieder in ihre alten Bahnen zu lenken und damit ein vergrabenes Glück neu erlösen zu lassen.“

Mit diesem Vorhaben folgte er dem Laufe des ausgegetrockneten Bachbettes, das sich mit seinem weißen Sandgeriesel wie eine silberne Ader in die Berge hineinzog und dann steil emporstieg.

Dies bestätigte seine Meinung, daß das Geheimnis hoch droben in den Bergen liegen müsse und er stieg rüstig bergan — durch kühlen Hochwald, über glühendheiße Steinflure und grüne Almen, bis er zu einem weiten Plateau gelangte, das ringsum von schwarz bewaldeten Bergen eingeschlossen war.

Der stundenlange Aufstieg hatte ihn doch ermüdet; er warf sich auf ein weiches Moos, um ein halbes Stündchen zu ruhen und einen kleinen Imbiß einzunehmen. Diese Stille umging ihn. Alpenblumen blühten zwischen den Büschen, kleine blaue Schmetterlinge flatterten von Blüte zu Blüte und ein leichter Wind strich kühlend über sein erhitztes Gesicht.

Als er wieder weiterwanderte, senkte sich der Pfad, der Graswuchs ward üppiger, eine feuchte Kühle, erfrischende Luft umging ihn — und plötzlich stand er vor einem grünen Abseer, der ein weiches steinernes Becken füllte und von frischem, saftigem Grün umsäumt war. Ein helles Blimmern lag über der stillen, glatten Flut, und als er zum Himmel emporblickte, sah er die Sonne, wie ein großes, goldenes Auge mit purpurnen Wimpern hoch über den Gipfeln stehen.

Auf der gegenüberliegenden Seite rauschte ein Sturzbad über steile, graue Felsen, eine silber-schimmernde Kaskade, deren feiner Sprühregen aus Wasserdunst wie eine weiße Wolke über dem dunkelgrünen See stand.

„Welch herrlicher Ort für einen einsamen Menschen, der dem lärmenden Treiben der Welt entfliehen und seinen Frieden finden will!“ dachte er. „Wie gut ließe es sich hier dichten — oder träumen — oder in heiligem Ernst arbeiten! ... Dort unten in den alten Tannen müßte ein kleines Häuschen stehen, mit dem Ausblick auf den See, den Wasserfall und die Berge; zur Rechten in der weiten Mulde eine Almhütte mit weidenden Rindern und hellem Herdenglockenklang. — Wie müßte das schön sein! — Und Arbeit — o, die gäbe es hier in Menge.“

Während er den See umschritt, gewahrte er, daß sich von Norden her noch mehrere Quellen in den See ergossen und ihn speisten.

Er nahm sein Notizbuch, zeichnete die Berge, die Lage des Sees, den Lauf der Quellen und schritt dann wieder zurück, indem sich in seinem Kopfe die Gedanken freuten, zu Ideen veränderten und zu Plänen formten.

„Welch großes, herrliches Arbeitsfeld liegt hier für einen kühnen, unternehmenden Geist!“ sagte er. „Eine Arbeit, die sich lohnt und tausendfachen Segen bringen müßte.“ (Fortf. folgt.)